

# Mut zu Taten

MISEREOR Das Magazin 2014



**Frauen in Uganda müssen stark sein: Mary Mubuuke Kayaga arbeitet vor allem für die Zukunft ihrer Kinder. Aber sie übernimmt auch Verantwortung in der Frauengruppe.**

2



33

**Es ist ein ungleicher Kampf zwischen den Verfechtern von wissenschaftlichen Erkenntnissen und den Leugnern des Klimawandels. Dabei bleibt die Wahrheit auf der Strecke.**

**Was tun!? Manchmal sind es die kleinen Dinge, die den Unterschied machen zwischen „wir können doch gar nichts tun“ und „jetzt erst recht!“. Prinzessinnengärten, Leih-Omi und Repair-Café. Drei Geschichten über gelingenden Lebensstil.**

14 54 70



**2 Eine Farm in Afrika**

Wenn der Regen ausbleibt und die Ernte verdorrt, ist guter Rat teuer für Kleinbauern in Uganda. Reportage über Menschen, die ihre Zukunft selbst in die Hand nehmen.

**16 Kochen mit dem Übrigen**

Was macht ein ungarischer Kochethnologe? Er sucht am Aachener Schauspielhaus Antworten auf Probleme der Welternährung. Ein Portrait.

**22 Die Melodie, nach der getanzt wird**

Gesellschaftlicher Druck, Verteilungsgerechtigkeit, alte Antagonismen. Interview über Schwellenländer und die politische Aufgabe der Kirche.

**28 Ein unbequemer Visionär**

In Großfischlingen schätzt man Weißweinschorle, den Pfälzer Wald und gute Nachbarschaft. Eine Reise in die Vergangenheit des MISEREOR-Hauptgeschäftsführers mit Ausblicken in die Zukunft.

**33 Zweifel ist unser Produkt**

Bei der Wahrheit über den Klimawandel geht es um die öffentliche Meinung, um politischen Einfluss und um Geld. Eine Klarstellung.

**40 Erotismus**

Mit Witz und Humor entlarven die Bilder die Besessenheit nach Aufmerksamkeit, den täglichen Markt der Eitelkeiten. Eventmomentaufnahmen in Deutschland.

**44 Die letzte Hoffnung**

In Ugandas kargem Nordosten kämpfen die halbnomadischen Karamojong den Kampf ums Überleben. Vom schmerzhaften Übergang in eine neue Lebensweise.

**56 Eine Frage der Gerechtigkeit**

MISEREOR ist Zeichen der Solidarität und Partnerschaft. Seit über 50 Jahren. Die Geschichte der Kommissionvorsitzenden.

**60 Pater Unser**

Bedingungslose Gastfreundschaft. Der Jesuit Christian Herwartz öffnet jedem seine Tür. Portrait eines authentisch Lebenden.

**65 Nur noch kurz die Welt retten**

Phil ist von der elektrischen Zahnbürste wieder auf Handbetrieb umgestiegen. Aus ökologischen Gründen. Ein E-Mail-Gespräch.

**72 Welt aus Abfall**

In Kenias Hauptstadt Nairobi leben Menschen im und vom Müll und trotzen Dreck, Gewalt und Krankheiten. Besuch in Korogocho, einem der größten Slums Afrikas.

**75 Die Freiheit nehm' ich dir!**

Muss eine Waschmaschine WLAN-fähig sein? Und was macht eigentlich ein ehemaliger Verkehrsminister in der Automobilindustrie? Glosse von Kabarettist Frank Lüdecke.



40

**Eine Big-Brother-Winnerparty auf dem Lande bei Husum. Der Moment erinnert an die bekannten Bilder von Verteilungsaktionen an Arme. Hier ist das Ziel ein Autogramm aus einer Containerstaffel.**

78

**Kochethnologe Arpad Dobriban verwendet Zutaten, die sonst weggeschmissen würden. Herba Cotta heißt eines seiner schmackhaften Gerichte. Das Rezept kommt ganz zum Schluss.**



**Liebe Leserinnen und Leser,**

ein typischer Titelheld ist er ganz sicher nicht, kein gefeierter Medienstar, kein Politiker und kein Wirtschaftsboss. Was er tut, ist eigentlich auch nicht der Rede wert: Lesen lernen. Und doch verkörpert er mehr als andere das, was der Titel der neuen Ausgabe unseres Magazins erneut beschwört: den Mut zu Taten.



John Lokol lebt mit seiner Familie im Nordosten von Uganda. Mit seinen 47 Jahren geht er das erste Mal zur Schule, um Lesen und Schreiben zu lernen und mehr zu erfahren über Landwirtschaft. Die guten Zeiten für das Nomadenvolk der Karamojong, die einmal stolz auf ihre Herden waren, hat er noch erlebt. Jetzt ist er sesshaft, abhängig von den dürren Böden und den Regenfällen, die häufig ausbleiben. Der Hunger ist ein täglicher Gast im neuen Leben von John Lokol, aber auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Von den kleinen, oft mühsamen, aber mutigen Schritten hin zu neuen Lebensstilen berichten auch andere Geschichten im Heft. Ein ungarischer Künstler kocht mit den Resten, die sonst im Abfall landen würden und nimmt sich die Zeit, sie zu verwerten. Ein Jesuitenpater teilt seine Wohnung mit allen, die kommen und Obdach suchen und durchbricht nicht nur die Grenzen seiner vier Wände. In Berlin pflanzt Svenja Stadtgärten an, wo vorher nichts zu ernten war.

Dass es auch Widerstände gegen Veränderung gibt, zeigt eine spannende Recherche über die Leugner des Klimawandels. Und eine Bildgeschichte über den Hedonismus in unserer Gesellschaft.

Sich nicht die Freiheit nehmen zu lassen, weiterzudenken, fordert die Glosse am Schluss. John Lokol hat sie bereits, seine Vorstellung von einem besseren Leben: „Am Ende der Straße gibt es einen großen See mit unendlich viel Wasser“, sagt er mit glänzenden Augen.

Für die Redaktion  
Michael Mondry



Geschichten aus Afrika gehen häufig so: Wieder ist der Regen ausgeblieben und die Ernte verdorrt. Die Wasserstelle ist ausgetrocknet, die zahllosen Kinder bekommen nur ein Essen am Tag, dünnen Maisbrei. Ersparnisse haben die Familien nicht – ein Teufelskreis, in dem nur durch Hilfe von außen das Schlimmste verhindert werden kann. Natürlich gibt es solche Geschichten. Und sie müssen auch immer wieder erzählt werden. Aber es gibt auch andere Geschichten. Viele von ihnen handeln von starken Frauen wie Mary und Joyce. Und von jungen Männern wie Benedict und Ronald, die in der Landwirtschaft eine Zukunft sehen – für sich, für ihre Familien.

# EINE FARM



Eine Reportage von Uwe Hoering mit Fotos von Hartmut Schwarzbach und Illustrationen von Mira Sievering

# IN AFRIKA

**M**ary Mubooke Kayaga hat eine Farm in Afrika. Unweit von Ugandas Hauptstadt Kampala bearbeitet sie gut einen Hektar Land, vom knall-grün gestrichenen Haus aus hat man einen weiten Blick über die hügelige Landschaft. Als sie vor 20 Jahren hierher kam, war die Gegend noch tiefstes ländliches Afrika. „Ich habe geweint“, erinnert sie sich. Anfangs bezahlte sie das Schulgeld für ihre Kinder mit Bananen. „Heute ist das Leben besser.“ Liebevoll begrüßt sie ihre Jüngste, die von der Schule kommt, mit buntem Schulranzen und adretter grüner Schuluniform.

Ihre Farm sieht aus wie ein kleiner botanischer Garten. Unter den riesigen Wedeln der Kochbananen – Matoke – und zahlreichen Mango-, Orangen- und Papayabäumen wachsen Kaffeesträucher, Cassava, Süßkartoffeln, Tomaten,

Gemüse, Heil- und Gewürzkräuter. Flache Gräben quer zum Hang stoppen die Bodenerosion und sammeln Regenwasser. Der Boden ist mit Stroh abgedeckt, um die Feuchtigkeit zu halten. Gedüngt wird mit Kompost aus Ernteabfällen und Dung von zwei Kühen und einigen Schweinen. Gegen Schädlinge setzt Kayaga keine Pestizide ein, sondern biologische, pflanzliche Mittel. In einem 3.200-Liter-Tank sammelt sie Regenwasser. Das macht sie weniger anfällig für die zunehmenden Auswirkungen des Klimawandels.

„Nachhaltige ökologische Landwirtschaft ist die beste Methode für afrikanische Kleinbauern“, sagt Harriet Nakasi, Leiterin des Landwirtschaftsprogramms der Diözese Kampala. Denn die Äcker sind häufig kaum größer als ein oder zwei Fußballfelder. Nur mit guter Planung, die jeden Fußbreit ausnutzt, gibt es da genug Erträge, um nicht hungern zu müssen. Und kosten darf es auch nicht viel, denn die Familien haben kaum Geld, um Dünger oder Saatgut zu kaufen. Gleichzeitig wird die Ernährung dadurch vielseitiger, nahrhafter und gesünder. „Wir ermuntern Bauern, anzubauen, was sie auch selbst essen können“, erklärt James Mutebi, Agrarberater des Programms, „Überschüsse können sie dann verkaufen.“ Auch Ziegen, Rinder, Schafe oder Hühner helfen, die Ernährung zu verbessern. Eine Ausnahme ist Kaffee. Er fungiert als eine Art Geldautomat, da die Bohnen bei Bedarf schnell an Kleinhändler verkauft werden können, die von Haus zu Haus radeln.

Seit Jahren steht Mary Kayaga auf eigenen Füßen. Ihr Mann hat sie verlassen und lebt jetzt mit einer anderen Frau zusammen. Sie schluckt. „Das tut weh.“ Dazu kommt, dass das Land auf seinen Namen registriert ist. Doch sie lässt sich nicht unterkriegen. „Ich bin stark“, sagt sie. Als Nächstes will sie sich Kühe anschaffen, die mehr Milch geben. „Mit nachhaltiger Landwirtschaft haben sie wieder Hoffnung geschöpft“, sagt James.

## EIN BESSERES LEBEN

Beim Treffen der Frauengruppe von Nansana, das jeden Dienstag stattfindet, sitzt Mary Kayaga selbstbewusst als Einzige auf einem Hocker, auf gleicher Höhe wie die Mzungus, die ausländischen Besucher. Joyce Namirembe stempelt sorgfältig die Sparbücher ab. Die Einzahlungen, zwischen 2.000 und 10.000 ugandische Schilling, wandern in eine große Metallbox, für die drei verschiedene Frauen die Schlüssel haben. Wer einen Kredit bekommt, zahlt zehn Prozent Zinsen, weit weniger als bei einer Bank. Und mit einer Ausnahme haben alle ihre Schulden pünktlich getilgt. Am Ende eines Jahres werden die Einlagen zurückgezahlt, verbunden mit einem großen Fest.

Als Nächstes wünschen sie sich eine näher gelegene Schule und eine Baumschule. Mary Ka-



Auf ihrer Farm setzt Mary Kayaga auf das Prinzip Nachhaltigkeit: In einem 3.200-Liter-Tank sammelt sie Wasser. Gegen Schädlinge setzt sie keine Pestizide ein, sondern biologische Mittel. Flache Gräben stoppen die Bodenerosion. Von den Erträgen profitieren auch ihre Kinder, die alle zur Schule gehen.



Eine starke Frau: Seit Mary Kayaga von ihrem Mann verlassen wurde, muss sie alleine für ihre Kinder sorgen. Die Feldarbeit ist schwer, aber durch das Landwirtschaftsprogramm hat sie Mut für neue Pläne. Als Nächstes will sie Kühe anschaffen, die mehr Milch geben. Damit wird sie immer unabhängiger vom Klimawandel.



## ➤ HUNGER TROTZ FRUCHTBARER BÖDEN

Die Landwirtschaft ist nach wie vor einer der wichtigsten Wirtschaftsbereiche Ugandas. Das gilt vor allem für die Beschäftigung, besonders von Frauen, die die meiste Arbeit leisten. „In Uganda braucht man nur einen Stock in den Boden zu stecken, und er schlägt aus“, heißt es angesichts der fruchtbaren Böden. Besonders in der zentralen,

dicht besiedelten Region um Kampala und im Westen und Süden sind die Bedingungen daher günstig. Zwei Regenzeiten bringen ausreichend Niederschläge, wenn das Wetter nicht gerade aufgrund des Klimawandels verrücktspielt. Der riesige Victoria-See und Flüsse wie der Nil, der hier entspringt, liefern Wasser, der Reichtum an landwirtschaftlichen Nutzpflanzen ist überwältigend.

Doch durch eine wachsende Bevölkerung und ausufernde Städte nimmt der Druck auf das Land immer mehr zu. Wälder werden abgeholzt und Sumpfgebiete trockengelegt, um Ackerland zu gewinnen, mit negativen Auswirkungen auf das gesamte Ökosystem. Durch den Klimawandel kommt es häufiger zu Überschwemmungen und Dürren. Und die Regierung fördert lieber Blumenfarmen, Kaffeeplantagen und Industriebäume, die Exporteinnahmen bringen können, als die Millionen bäuerlichen Familien. Geschweige denn eine ökologische Landwirtschaft.

So wächst die Agrarproduktion trotz der günstigen Voraussetzungen weitaus langsamer als es notwendig wäre, um die Bevölkerung zu ernähren und Armut und Hunger zu beseitigen. Die Hälfte aller Haushalte gilt als „ernährungsunsicher“, jedes dritte Kind zeigt Auswirkungen von Unter- und Mangelernährung wie verringertes Wachstum, viele erblinden. Fisch, eine wichtige Quelle für tierisches Eiweiß, wird für die meisten unerschwinglich, weil der Victoria-See für den lukrativen Export von Barsch und Tilapia nach Europa überfischt ist. Bereits wenige Kilometer außerhalb der Millionenstadt Kampala mit ihren Hochhäusern, Luxus-hotels, quirligen Märkten, Straßenständen, glitzernden Einkaufszentren und Verkehrsstaus ist die Armut allgegenwärtig: Feldwege, die sich in der Regenzeit in Schmierseife verwandeln, Felder mit ausgelaugten, ausgetrockneten Böden, auf denen struppige, vertrocknende Maispflanzen stehen, Kinder, die tagaus, tagein nur Maisbrei und Erdnusssoße essen.

yaga würde Stühle, Kochtöpfe, Zelte, Tische und Bänke anschaffen, um sie für Feiern zu verleihen. Denn von staatlicher Seite können sie keine Hilfe erwarten, klagt sie. Und James Mutebi ergänzt: „Die Regierung wünscht uns alles Gute, doch mit spürbarer Unterstützung hält sie sich zurück.“

„Die Frauengruppe ist ganz wichtig“, sagt Joyce Namirembe. Wir sitzen unter dem Vordach vor ihrem Haus. Der kurze Schauer, der sich durch eine dicke schwarze Wolke angekündigt hat, reicht nach wochenlanger Trockenheit nicht aus, um den Wassertank zu füllen, den sie mit Hilfe des Agrarprogramms der Diözese gebaut hat. Um endlich mit der Aussaat beginnen zu können, müsste es mehr und vor allem dauerhaft regnen. Doch die Niederschläge sind in den vergangenen Jahren immer unregelmäßiger und unberechenbarer geworden. Den Klimawandel erfährt man hier am eigenen Leib. Der Wassertank – ein rundes Ungetüm, das 10.000 Liter fassen kann – hilft ihr, das Vieh leichter zu versorgen. So brauchen die Kinder nicht mehr zum Wasserholen unten ins Tal zu laufen und haben mehr Zeit für die Schulaufgaben.

Joyce Namirembe ist seit sechs Jahren Witwe. Für ihre sieben Kinder, das jüngste acht Jahre, arbeitet sie „wie ein Mann“, sagt sie. Sie macht alle Arbeiten auf ihrem Acker, auch die schwersten – umgraben, pflügen, Bananenstauden fällen. Außerdem stellt sie abends Bastmatten mit schönen, geometrischen Mustern her. „Ich bin stolz, alle meine Kinder zur Schule schicken zu können.“ Denn die Ausbildung kostet überschlägig 1,5 Millionen Schilling im Trimester allein an Schulgebühren, umgerechnet 450 Euro. Der älteste Sohn geht sogar auf ein College in Kampala. Nur durch das Spar- und Kreditprogramm war es der alleinstehenden Frau möglich, Schulgebühren, Schuluniform und Materialien zu finanzieren. Dabei sind Töchter besonders teuer. Für sie muss sie zwei Paar Schuhe und mehr Kleidung anschaffen, damit sie nicht von Männern, die ihnen schöne Sachen kaufen, verführt werden und aus der Schule fliegen. Dafür muss sie viele Bananenstauden (20.000 Schilling), Setzlinge (2.000 Schilling), Milch (500 Schilling der Liter) und Matten (30.000 Schilling) verkaufen. Als Nächstes plant sie gemeinsam mit der Spargruppe eine Pilzzucht, die gute Einnahmen verspricht, aber auch zusätzliche Arbeit bringt. Warum tut sie das alles? „Meine Töchter sollen ein besseres Leben haben.“ Dafür arbeitet sie von morgens fünf bis nach elf Uhr am Abend, wenn die Kinder schon im Bett sind.

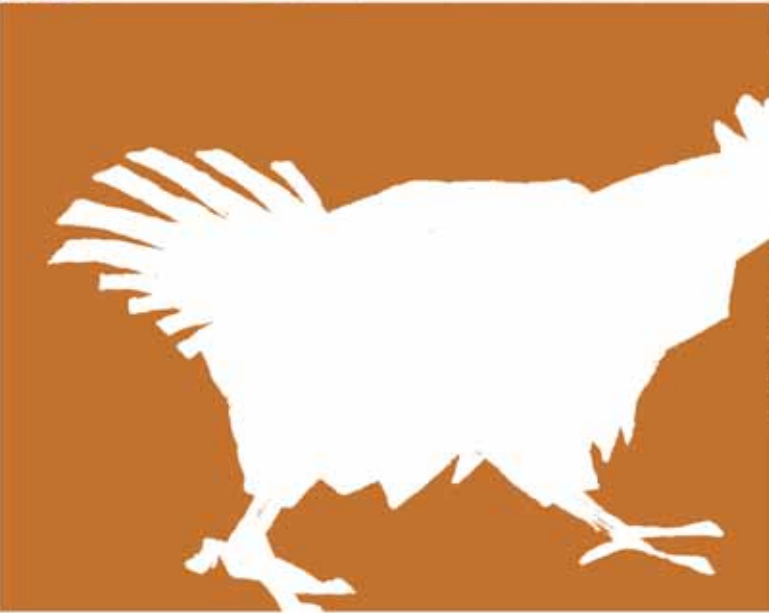
## NUR EIN SCHEINBAR GUTER JOB

Scheinbar hat Paul Kamwami einen guten Job. Er arbeitet in einer Blumenfarm, in der Chrysanthenen für Europa gezogen werden. Zehn Millionen Pflanzen werden wöchentlich in die Niederlande geflogen. Jedes der zwei Dutzend





Beim Treffen der Frauengruppe stempelt Joyce Namirembe sorgfältig die Sparbücher der anderen Frauen ab. Wer einen Kredit bekommt, zahlt zehn Prozent Zinsen, weit weniger als bei einer Bank. Die Frauen planen neue Projekte gemeinsam. Als Nächstes wünschen sie sich eine Schule und eine Baumschule.



Gewächshäuser ist so groß wie mehrere Tennisplätze. Am Monatsende hat er 1.500.000 Schilling (etwa 450 Euro), dazu gibt es einen Mietzuschuss. Ein Firmenbus bringt ihn zur Arbeit, und es gibt auch eine Krankenstation. Wenn er genug gespart hat, so seine Hoffnung, möchte er ein kleines Geschäft aufbauen – möglicherweise Blumen verkaufen.

Doch es ist nur scheinbar ein guter Job. Wenn er abends nach einem langen Arbeitstag schließlich in seiner Wohnung in Kampala ankommt, hat er keine Zeit mehr für eine Nebenbeschäftigung, um sein mageres Gehalt aufzubessern, geschweige denn, eine kleine Farm zu bestellen, um wenigstens keine Nahrungsmittel kaufen zu müssen. So wächst sein Startkapital nur langsam, immer wieder geschmälert durch Miete, Strom und Wasser, Essen und die anderen hohen Lebenshaltungskosten in der boomenden Millionenstadt.

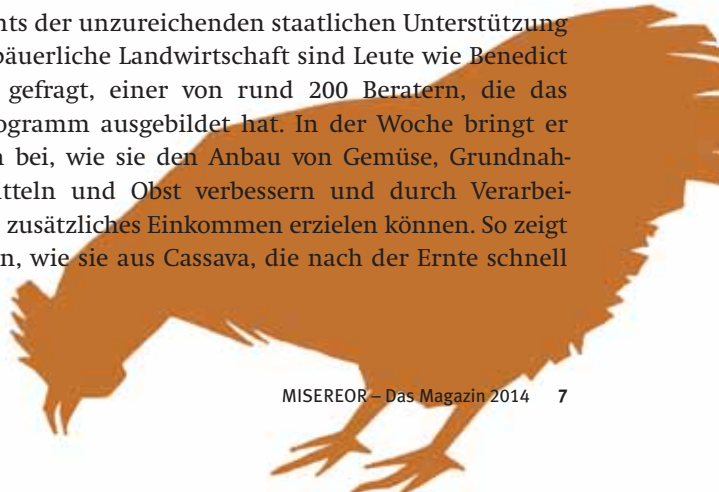
„Wir ernähren sie“, sagt Benedict Kalungi über Paul Kamwami und die anderen rund 500 Blumenarbeiter, dar-

unter viele Frauen. Er hat eine kleine Farm in der Nachbarschaft der Blumenfarm. Bau-

ern und Bäuerinnen wie er sind der „Brotkorb“ für die Arbeiter, die Angestellten, für die Städte, sagt er stolz. „Landwirtschaft ist die Grundlage für das ganze Land, aber die Regierung unterstützt lieber Blumenfarmen, Kaffeepflanzungen und Industriebäume.“

### NACHHALTIGE LANDWIRTSCHAFT

Angesichts der unzureichenden staatlichen Unterstützung für die bäuerliche Landwirtschaft sind Leute wie Benedict Kalungi gefragt, einer von rund 200 Beratern, die das Agrarprogramm ausgebildet hat. In der Woche bringt er Gruppen bei, wie sie den Anbau von Gemüse, Grundnahrungsmitteln und Obst verbessern und durch Verarbeitung ein zusätzliches Einkommen erzielen können. So zeigt er Frauen, wie sie aus Cassava, die nach der Ernte schnell





**Oben: Joyce Namirembe** verwahrt auf ihrer Farm die Samenbank der Frauengruppe. Obwohl sie Witwe ist, schafft sie es, Schulgebühren und Uniformen für ihre sieben Kinder zu bezahlen.



**Unten: Benedict Kalungi** betreibt selber eine kleine Farm. Was er im Landwirtschaftsprogramm der Diözese gelernt hat, gibt er gerne weiter. Nur so kann er verhindern, dass die jungen Leute in die Stadt abwandern.



verdirbt, leckeres Gebäck herstellen können. Am Wochenende kümmert er sich dann um seine eigene kleine Farm.

Benedict Kalungi will weitergeben, was er selbst gelernt hat, sagt er über seine Motivation. Und er will dazu beitragen, dass die jungen Leute nicht ihre Felder aufgeben und in die Stadt abwandern. Viele versuchen dort ihr Glück mit einem Motorrad-Taxi, als Boda-Boda-Fahrer. Doch die Konkurrenz ist groß und vom Verdienst bleibt nach Ausgaben für Wohnung, Benzin und Essen nicht viel übrig. „Wenn man es richtig macht, kann man von der Landwirtschaft sehr viel besser leben“, vergleicht er das Leben auf dem Land mit dem in der Stadt. Und durch neue Methoden wie die Agroforstwirtschaft, also durch Obstbäume auf den Feldern, schlägt man zwei Fliegen mit einer Klappe: Man bekommt Früchte und verbessert die Umwelt.

Allerdings sind die Bauern auch nicht so leicht zu überzeugen, räumt Kalungi ein. Denn die nachhaltige Landwirtschaft erfordert mehr Arbeit. Und Geduld. Die Wiederherstellung der Bodenfruchtbarkeit durch natürlichen Dünger braucht Zeit, Obstbäume, die das Projekt an die Familien verteilt, tragen erst nach einigen Jahren Früchte. Deshalb wird auch die Mehrzahl der Familien, die das Programm berät, von Frauen geführt. „Männer wollen lieber ein schnelles Einkommen“, erklärt der Agrarberater James Mutebi. Und die Frauen sind für die Ernährung verantwortlich, häufig auf sich gestellt, weil die Männer gestorben sind oder mit einer anderen Frau zusammenleben. Für die Kinder und oft auch Enkelkinder, die bei ihnen leben, müssen sie nicht nur genug zu essen besorgen, sondern auch Schulgeld aufbringen. So ergreifen sie eher als Männer die Chancen, die das Programm ihnen bietet. „Wenn ich dann gute Erträge sehe, glückliche Gesichter, gute Produkte, dann bin ich glücklich“, sagt Benedict Kalungi.

### UNGELÖSTES PROBLEM WASSER

Wasser ist allerdings ein großes Problem. Durch den Klimawandel sind die früher regelmäßigen Regenzeiten durcheinander geraten. Durch Wassertanks, in denen Regenwasser gesammelt wird, versuchen die Bauern, eine Reserve aufzubauen. Das reicht für das Vieh, für den Haushalt, und bestenfalls dann noch für das Gemüse. Brunnen zu bohren ist zu aufwändig und zu teuer. Das wäre Aufgabe der Regierung, so James Mutebi. Die Instandhaltung könnten die Gruppen dann selbst organisieren. So heißt die Devise: Sparsamkeit! Benedict Kalungi zeigt die Tröpfchen-Bewässerung für Tomaten: An einem Stock hängt eine Plastikflasche mit kleinen Löchern im Boden. Und den TipTab, eine pfiffige Konstruktion, die inzwischen viele Haushalte haben: Mit dem Fuß wird ein Wasserkanister gekippt, um sich nach



Rund 500 Blumenarbeiter arbeiten auf einer Blumenfarm, die Chrysanthemen für Europa in Gewächshäusern, groß wie mehrere Tennisplätze, produziert. Zehn Millionen Pflanzen werden jede Woche nach Holland exportiert. Doch das Gehalt der Arbeiter reicht für den Lebensunterhalt nicht aus.



## » „WER DAS SAATGUT KONTROLLIERT, KONTROLLIERT DIE WELT“

„Das Saatgut, das wir kaufen, taugt häufig nichts“, klagen die Bauern. Entweder es ist taub oder der Ertrag ist nicht so hoch wie versprochen. Damit ist nicht nur das Geld für den Kauf weg, sondern auch die Versorgung mit Nahrungsmitteln gefährdet.

Deshalb haben viele Gruppen Saatgutbanken. Stolz zeigt Joyce Namirembe die Körner, Samen und Stecklinge für Mais, Gemüse, Kräuter und Cassava, die sie in einem dunklen, kühlen Räumchen verwahrt. Überwiegend handelt es sich um einheimische Sorten, deren Qualität die Bäuerinnen genau kennen. Oft benötigen sie auch weniger Wasser, sind weniger anfällig für Krankheiten und bringen selbst bei ungünstiger Witterung noch Erträge. Die meisten Bauern und Bäuerinnen in Afrika benutzen so ihr eigenes Saatgut und tauschen es untereinander aus.

Kein Wunder, dass die internationalen Agrarkonzerne hier einen großen Markt wittern. Unternehmen wie Monsanto aus den USA und Syngenta aus der Schweiz möchten gerne ihr teures, patentiertes Saatgut, das die Bauern und Bäuerinnen jedes Jahr erneut kaufen müssen, in Afrika absetzen. Und sie werben für gentechnisch veränderte Pflanzen wie Baumwolle und Mais. Um die Zulassung zu bekommen, setzen sie alle Hebel in Bewegung, in einigen Ländern wie Südafrika waren sie bereits erfolgreich.

Doch in Uganda haben sie starken Gegenwind. Immer wieder konnten zivilgesellschaftliche Gruppen, zusammenschlossen in der „Koalition für nachhaltige Landwirtschaft“ (Advocacy Coalition for Sustainable Agriculture, ACSA), die Verabschiedung eines entsprechenden Gesetzes verhindern. „Wer das Saatgut kontrolliert, kontrolliert die Welt“, erklärt Florence Nassuuna, die für das Landwirtschaftsprogramm der Diözese Kampala in dem Netzwerk mitarbeitet, den Widerstand.

dem Toilettengang die Hände zu waschen. Der Wasserverbrauch ist gering und niemand kann vergessen, den Wasserhahn zuzudrehen.

Solche Probleme hat die Blumenfarm nicht. Sie hat Brunnen, einen eigenen Stausee und sammelt Regenwasser in einem riesigen Becken. Täglich verbraucht sie zwei Millionen Liter Wasser. In regelmäßigen Abständen werden die Dächer der Gewächshäuser abgewaschen, damit das Sonnenlicht die Pflanzen besser erreicht. Davon können Kleinbauern wie Benedict nur träumen.

## GEMEINSAM DIE WERTSCHÖPFUNG ERHÖHEN

Kein Wunder, dass die Mehrzahl der jungen Menschen aus den ländlichen Regionen weggelaufen ist, wie James Mutebi beklagt. Sie fehlen, um die Landwirtschaft weiterzuführen. Besonders die ökologische Landwirtschaft, die so wichtig für die Erhaltung der Umwelt ist. „Wenn 70 Prozent Biobauern wären, hätten wir zum Beispiel keine Probleme durch Agrarchemikalien“, sagt er. Doch um die junge Generation in der Landwirtschaft zu halten, braucht sie eine Zukunftsperspektive, eine Alternative zur Abwanderung in die Städte.

Jeder für sich allein hätte kaum eine Chance. Um zum Beispiel die körperlichen Belastungen zu verringern, werden schwere Arbeiten wie die Erschließung landwirtschaftlicher Nutzflächen gemeinsam durchgeführt. Die Gruppen verkaufen Überschüsse an den Zwischenhändlern vorbei. Und sie lernen, wie Produkte verarbeitet und vermarktet werden können, wenn erst einmal die Versorgung mit Cassava und Matoke, mit Bohnen und Milch, mit Obst, Eiern und ab und zu mal einem Stück Huhn zum Maisbrei Posho gesichert ist.

Die sauber etikettierten Flaschen und Gläser mit Säften, Marmeladen und Wein aus Hibiskus und Passionsfrucht, die in den Regalen im Verarbeitungs- und Vermarktungszentrum stehen, können sich in jedem Supermarkt sehen lassen. Mitglieder von 50 Gruppen im Distrikt Nsangi haben begonnen, durch die Verarbeitung von Obst, Gemüse und Kräutern die „Wertschöpfung“, wie man es nennt, zu erhöhen und dadurch mehr zu verdienen als nur durch den Verkauf von frischer Ware. Als Anschlag hat das Programm Pfannen, Obstpressen, Fässer, einfache Verpackungsmaschinen, Laborausstattung und einen Computer gestellt. Mehrere Gruppen beliefern inzwischen Geschäfte und Märkte in der Umgebung.

Damit bekommen die Familien ein weiteres wirtschaftliches Standbein. Sie sind nicht mehr nur Bauern, abhängig von den Launen des Wetters und schwankenden Agrarpreisen, sondern auch Kleinunternehmer. Solche wirtschaftlichen Anreize sind besonders attraktiv für Jugendliche, die außerdem auch noch zu Handwerkern ausgebildet



**Oben:** Der TipTap von Joyce Namirembe ist eine Konstruktion, mit der sich leicht Wasser sparen lässt. Mit dem Fuß wird der Wasserkanister gekippt, um sich nach dem Toilettengang die Hände zu waschen.

**Unten:** Im Verarbeitungs- und Vermarktungszentrum des Landwirtschaftsprogramms stehen sauber etikettierte Flaschen und Gläser mit Säften, Marmeladen und Wein aus Hibiskus und Passionsfrucht in den Regalen. Jeder für sich hätte nicht die Möglichkeit, die Wertschöpfung zu erhöhen und mehr zu verdienen.

